

# Vom Stamme der Riesen

Roman aus der Gegenwart von Philipp Weges.

(10. Fortsetzung.)

„Ich glaube nicht mehr an einen Erfolg. Die Mobilisation der russischen Heere wird nicht mehr aufzuhalten sein. Auch bei uns ist doch schon alles im Gange. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal ist schon gesprengt, wenigstens für größere Schiffe überflüssig, ich halte's hier nicht mehr aus. Laß uns hinausgehen, vielleicht gibt's ein Extrablatt mit neuen Nachrichten.“

Die beiden jungen Männer bezogen ihren Koffer und traten hinaus auf den Jungfernstieg. Der stehende Abend warf schon seinen rötlichen Schimmer auf die Stadt. Das Treiben auf den Straßen war lebhafter geworden. Auf den Großen Weichen, in die der eigenartige Turm der Michaeliskirche hineinschaute, den die Hamburger den „Großen Michel“ nennen, flaute hier die Menge vor dem Gebäude einer vollständigen Hamburger Tageszeitung. Fast Kopf an Kopf standen die Menschen auf beiden Seiten bis zu den nächsten Querstraßen. In diesem Knäuel schweigender und horrender Menschen, die nicht vom Flecke wich, hatte die allgemeine Spannung gleichsam Gestalt gewonnen.

Die Freunde hatten eben den Jungfernstieg überquert und waren im Begriff, die Menge zu durchbrechen, als in der Ferne ein laut und lauter erschallendes und immer mächtiger anjohlendes Brausen erkante, das sich rasch nach allen Richtungen fortplante und sich, als es näher kam, in wilde Hurra- und Schreie auflöste. Die jungen Männer stürmten vorwärts. Was bedeutete das? Den Frieden im letzten Augenblick? Den Krieg? Im nächsten Augenblick ging es schon von Mund zu Mund: „Mobilmachung! Mobilmachung! Der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen!“ Und da statete es auch schon von Hand zu Hand, das Extrablatt, das die unheimliche Schicksalsbotschaft verbandelte. Der Krieg war da. Mitten im Gedränge standen die Freunde einen Augenblick still, sahen einander wiederbelebend an und gaben sich schweigend die Hände. Um sie herum schien die Lebensluft plötzlich von einem Sturm aufgepeitscht zu sein. Schnell wie die Windstöße legte sich das Brausen rufender Stimmen von Straße zu Straße fort, drang in die Häuser, deren Fenster sich öffneten, flog in die Vorhöfe und bläute die ganze weite Stadt ein. Die Erregung von der Spannung machte sich in Jubel und Begeisterung aus. Fremde Menschen redeten einander an, Offiziere und Soldaten wurden angehalten und mit Hurra-rufen begrüßt, Redner aus dem Volke erklärten mitten auf den Gassen, und als der Abend lant, füllten sich die öffentlichen Lokale und Cafés bis zum Brechen mit begeisterten Menschen, die sich miteinander verdrückten und lebenden Fußes die Wände am Rhein- und Deutschland über alles“ sangen.

Die Freunde waren auf verschiedenen Wegen nach Hause geeilt. Sie gehörten zu jenen, für die die Mobilmachung nicht nur wasserläufige Begeisterung bedeutete. Sie brachten ihnen den Ruf, schleunigst zu den Waffen zu eilen und ihr Leben, dem Fahnenheld getreu, dem Vaterland zur Verfügung zu stellen. Als Max in der Villa in der Feldbrunnenstraße eintraf, war das große Ereignis auch hier schon bekannt. Frau Burmeister hatte schon seit einer halben Stunde am Fenster gestanden und unruhig nach dem Sohne ausgespäht. Als die Worte des Borgartens klang, eilte sie die Treppe hinab und empfing den Sohn in der Halle.

„Ist es denn wirklich wahr“, rief sie unter Schluchzen, „ist gar keine Hoffnung mehr? Ich kann es doch gar nicht glauben.“

„Ja, da bist nun nichts mehr“, erwiderte der Sohn heiter, während er die Mutter in die Arme schloß und küßte, „jetzt heißt es marschieren.“

Frau Burmeister vermochte ihren Tränenstrom, der immer heftiger floß, nicht zu hemmen. „Wie hätte ich das geglaubt, mein Max, daß ich dich in den Krieg ziehen lassen muß. Du kannst es nicht begreifen, mein Junge, wie eine Mutter das das Herz zerreiht.“

„Max, wehrte ab. „Sei doch ruhig, Mutter. Wir von der Artillerie haben es ja wunderbar bequem. Brauchen nicht zu marschieren. Haben unser Fahrzeug, das zugleich unsere Waffe ist, immer bei uns. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich wiederkomme, ich habe mir's seit vorgestern.“

„Nee, nee, Jung, du machst mir nichts vor. Gerade bei eure Kanonen ist es am gefährlichsten. Da zieht man nun einen Jungen auf und hängt sein ganzes Leben an ihn, und denn muß man ihn eines Tages hergeben. Ach Gott, es ist ja schrecklich!“

„Na, Mutter, übertreibe nicht. Es ist doch auch schön, Soldat zu sein. Hoff dich doch selbst immer gefreut, wenn ich von Bahnenfeld in meiner schmutzigen Uniform herüberkam. Weißt du noch, als ich zum erstenmal als Bizewachmeister nach Hause kam?“

„Ja, das ist auch etwas ganz anderes. Aber daß überhaupt so etwas wie Krieg sein muß, das es das gibt, daß die Menschen sich gegenseitig todschießen müssen, das begreife ich nicht, und das ist ja schrecklich.“

„Arm in Arm stiegen Mutter und Sohn in den ersten Stock hinauf, wo der kleine Herr Burmeister seinen Einigen ernt, mit einem festen Handhügel bewillkommte.“

„Ach das Jannern, Lieschen“, sagte er streng zu seiner Frau, „wirst du dem Jungen das Herz schwer machen?“

Frau Burmeister wuschte die Tränen aus den Augen und sah den Gatten groß an. „Kann eine Mutter ihren Schmerz verbergen, wenn ihr der Einzige genommen wird?“

Herr Burmeister schüttelte ernst den Kopf. „Er wird dir nicht genommen. Das Vaterland ruft ihn. Wenn Gott will, kehrt er uns mit den siegreichen Lehren bereinigt gesund zurück.“

Max reichte dem Vater die Hand und sah ihn von seiner Seite erkaunt an. „Es war, als sei der kleine Mann gewachsen. In seinen Augen lobte Begeisterung. Er war nicht mehr der zögliche, um sein Geschäft besorgte Zeehändler, sondern ein deutscher Mann, den der große Augenblick mit Kraft durchdrungen hatte.“

„Komme, Mutter“, sagte er und umarmte die weinende Frau. „Jetzt ist nicht Zeit zum Jagen. Du mußt dir nur recht vorstellen, was in der Welt vorgeht. Vom Osten ziehen wilde Horden erdärmungsloser Kosaken heran, die unser Vaterland überflutet und vernichten wollen. Schon haben sie die Grenze überschritten. Der Franzose ist in hellem Aufruhr. Wenn ich an ein Wort denke, das mir draußen auf dem Weltmeer ein kluger Mann gesagt hat, muß ich fürchten, daß auch das falsche England sich unsern Feinden anschließen wird, trotzdem dies heute wohl die wenigsten glauben. Unser Vaterland, Heim und Herd, die Existenz eines jeden von uns wird bedroht. Nun gilt nichts weiter als kämpfen. Ein eisernes Netz geht durch unser Volk. Unreife Söhne, die jetzt hinausziehen auf die blutige Walfahrt, sind unser Fort, sie sind unser Rettung, sie sollen uns das teure Erbgut schirmen und die Feinde zurückschlagen. So zieht auch unser Sohn jetzt hinaus. Mir blutet das Herz nicht weniger als dir, aber doch bin ich stolz auf ihn.“

„Und fröhlich, nicht verweint von den Klagen, soll er, wenn es sein muß, von uns Abschied nehmen.“

„Vater“, rief der Sohn, „das sprichst du aus meiner Seele.“

„Weißt du“, schloß Herr Burmeister, „was ich nicht zu all, ich selbst würde mit hinausziehen.“

Die runde Frau hatte ob dieser heroischen Rede die Tränen und den Schmerz ganz vergessen. „Um Gottes willen, Vater“, rief sie, „du wirst doch nicht? In deinem Alter? Ich kenne dich nicht wieder. So ausgeragt, wie du bist, scheintst du mir zu allem fähig.“

Herr Burmeister lächelte. „Sei man ruhig, Lieschen, mich alten Knaben würden sie wohl nicht haben wollen. Aber auch hier wird es genug zu tun geben, darauf kannst du dich verlassen. Und nun kein Wort der Klage mehr. Laß uns zu Tisch gehen, ich habe nachher noch Wichtiges mit Max zu sprechen.“

Die Abendmahlzeit ging rasch vorüber. Frau Burmeister rührte nicht an, auch der Vater mortifizierte nur, denn in Wahrheit hatte ihn der Gedanke, sich von seinem Sohn und Geschäftsgenossen trennen zu sollen, tief getroffen; Max war der einziger, den der trügerische Appetit der Jugend nicht im Stiche ließ.

Als die beiden Herren die Zigarre in Brand gefacht hatten, konnte Frau Burmeister es nicht länger aushalten. „Ich weiß, Alfred“, sagte sie, „wovon du mit Max sprechen willst. Es betrifft meine Liebchaft.“

„So ist es“, erwiderte der Gatte und fuhr, sich an seinen Sohn wendend, fort: „Max, du weißt, dein Vater hat sich in deine eigenen Angelegenheiten noch nie eingemischt. Es gibt so viele Dinge, die der Mensch mit sich allein auszumachen hat und wo der Vater nur sprechen soll, wenn er gefragt wird. Das habe ich immer geglaubt und danach gehalten. Von deiner Liebchaft mit Emmy Kramer hast du mir nie gesprochen, es war wohl noch nicht so weit, aber deine Mutter und ich, wir wußten doch, daß du dich um das liebe Mädchen bewirbst und daß ihr einig seid. Ist es nicht so?“

Max war etwas unruhig geworden, ließ sich aber über den Vater und den Gatten an und sagte: „Ich brauche es nicht zu verbergen. Emmy und ich lieben einander. Im Herbst hätten wir es auch und Emmys Mutter sagen wollen.“

„So ist es also Ernst?“ fragte Herr Burmeister.

„Eine andre heirate ich nicht und Emmy würde auch gewiß keinen anderen nehmen.“

Nach diesem Bekenntnis flossen die Tränen der Mutter wieder, aber diesmal waren es in Wehmütigkeit getauchte Freudentränen. „Wie schön hätte alles sein können!“ rief sie. „Und jetzt? Was wird jetzt werden?“

„Das will ich auch sagen“, sprach Herr Burmeister. „Zu uns, mein Sohn, hast du jetzt gesprochen. Es ist deine Pflicht, nun auch gleich mit Emmys Mutter zu reden. Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht. Die Zeit drängt, es ist möglich, daß du schon bald ins Feld mußt. Deshalb rate ich zu einem schnellen Entschluß. Nimm deine Emmy zur Frau, mit ganz andern Gefühlen wirst du in den Krieg gehen.“

Max war aufgesprungen. „Du meinst, Vater...“

„Vater, auch kriegsstraun. Unsern Segen hast du, nicht wahr, Lieschen?“

Lieschen vermochte nicht zu sprechen. Glück und Leid kämpften miteinander in ihrem Mutterherzen. Wie ganz anders hätte sie sich die Hochzeit ihres Sohnes vorgestellt. Aus der Mitte dieser wogenden Gefühle schweiften ihre Gedanken plötzlich zu Stella Martens ab. Auch dort, im Hause des Konjuls, mußte jetzt die Entscheidung fallen, jetzt würde Stella vor die Wahl gestellt werden. Wie ihr Junge die Geliebte im Drange der Zeit ohne Zögern heimführte, so würde auch Kramer, der heute sein Bruder wurde, das Mädchen, das er seit seiner Knabenzeit geliebt hatte, heimführen wollen. Und der andere, mit dem sie, Frau Burmeister, sich aus einer unerklärlichen Sympathie heraus heimlich verlobet hatte? Würde er nicht auch auf den Plan treten und die Geliebte fordern?

Max folgte dem Rat seines Vaters, verabschiedete sich schnell und eilte trotz der vorgehenden Stunde in die befreundete Kramersche Familie.

Kramers besaßen ein großes Haus an der prächtigen Kottbuschauffe, einer langgestreckten Allee, die sich während der Sommerzeit zu einer einzigen, ausgedehnten grünen Laube gestaltete. Ulmen und Ahornbäume, vor vielen Jahrzehnten schon angepflanzt, wucherten in gleichen Abständen miteinander ab. Sinnend schritt der junge Mann unter diesen Bäumen hin, und dem im Inneren Aufgewühlten zeigte sich wie in einer großen, geheimnisvollen Vision das gemalte Bild, das Deutschland in diesen schicksalsschweren Stunden bot. In der nächsten Morgenzeit brach der erste Tag der Mobilmachung an. Millionen würden zu den Waffen eilen. Von morgen ab sollten ununterbrochen die Rüge mit den Kriegern an die Grenzen rufen. Die ungeheure deutsche Kriegsmaschine, die machtvollste der Welt, würde zu arbeiten anfangen. Schon drehten sich eilig ihre Räder, Äpfel und Bücheln. In diesem Augenblick, da er dem Hause der Braut aufstrebte, um sie vor dem Scheiden noch an sich zu fesseln und als sein Weib zurückzulassen, bereiteten sich unzählbare andre vor, jeder nach seinen Verhältnissen und nach seiner Art, mit dem bürgerlichen Leben abzuschließen. Denn von morgen ab gehörte er nur noch dem Vaterlande, war er nur noch Soldat. Wie viele Kameraden überschlugen jetzt wohl ihre geschäftliche Lage und trafen Vorkehrungen, daß das Fräulein während der Abwesenheit nicht zugrunde gehe. Wie viele kleine Gewerbetreibende wickelten in diesen Stunden ihre Frauen in unbedachte Gefährte ein; Klinkler schloßen ihre Werkstätten, Handwerker ihre Arbeitsstätten, Lehrer nahmen Abschied von den Schülern, Gelehrte unterbrachen ihre Werke und legten die Feder hin — der Ruf des Kaisers war erklungen, das Vaterland brauchte seine Söhne.

Als Max vor dem Kramerschen Hause stand, ermahnte er aus seinem Traum, und es fiel ihm erst jetzt schwer auf die Seele, daß er über sein Verhältnis mit Emmy noch nie mit der Mutter gesprochen hatte. Wie würde sie seine Werbung und den Vorschlag der Kriegstraung aufnehmen?

Das geliebte Mädchen selbst überhob ihn jeder Verlegenheit, denn als er ins Wohnzimmer trat, wo die Familie versammelt war, flog Emmy auf ihn zu, umhalste ihn und barg den Kopf an seiner Brust. „Liebster“, sagte sie, „jetzt haben wir keine Zeit mehr, unser Geheimnis zu verbergen, obgleich es schön war — die Mutter weiß alles!“

Emmy Kramer war eine junge Dame von stattlichem Wuchs, zwar konnte sie sich mit dem hünenhaften Bruder del weiten nicht messen, aber ihren Bräutigam übertrage sie doch ein wenig. Sie war nicht eigentlich schön, aber die braunen, glänzenden Augen, das dunkle, wellige, in der Mitte gescheitete Haar, intelligente Züge und die Jugend verliehen ihr großen Reiz.

Nach diesem Empfang, der eine Verlobung in sich schloß, hatte der junge Burmeister zunächst nichts weiter zu tun, als die Glückwünsche

feiner neuen Verwandten entgegenzunehmen. Frau Kramer, eine schon lange Dame unter Mitteleuropäern, die ihren Sohn nicht bis zur Schulter reichte, umarmte und küßte Max, besaß eine Neigung zu ihrer Tochter, die schon lange mit Vergnügen beobachtet hatte. Auch war der Schwiegersohn ja nie ein Fremder in der Familie gewesen, man kannte und schätzte ihn von Jugend an, nur sein Verhältnis zum Hause hatte sich in diesem Augenblick verändert und inniger gestaltet.

Rat Kramer umarmte den Schwager und gab ihm einen freundschaftlichen Badenstreich. „Neute nachmittags lichte ich mit dem Menschen noch gemütlich im Alterparillon“, sagte er, „und nicht ein Wort hat er mir gesagt. Das nennt sich nun Freundschaft.“

„Nein, das nennt sich heimliche Liebe“, sagte die Schwägerin. „Aber hier ist noch jemand, den du nicht begrüßt hast, Max.“

Aus einer schattigen Erkerterrasse tauchte ein reizendes junges Mädchen auf. Funtelnde schwarze Augen standen in ihrem runden, rosigen Gesicht. Schwarze Ringellocken fielen auf die Schultern nieder. Ihre mittelgroße Figur war von einem Gepräge, das man mit dem Ausdruck „üppige Schönheit“ hätte bezeichnen können. Ueber ihre ganze sprunghaft lebendige Gestalt war ein pittoresker Reiz ausgeflossen. Das Mädchen war ganz Temperament und Lebensfreude, gefüllt in Anmut.

„Ach“, sagte Frau Burmeister, sich neigend, „die berühmte internationale Tennismeisterin, Fräulein Käthe Fröhlich. Sei mir gegrüßt, Käthe.“

„Nimm meinen Glückwunsch, Max, zu deiner Wahl. Du hast dir so ungehörig das Beste ausgesucht, was, außer mir, da ist.“

Rat Kramer lachte. „Du mußt nicht glauben, daß sie scherzt, sie ist wirklich so eitel. Und dabei folgt sie mir doch wie mein Schatten.“

„Ach, du langer, eingebildeter Mensch“, gab das Fräulein Fröhlich zurück, „ich kann ganz andre kriegen. Aber es ist ja nicht möglich, die aus dem Wege zu gehen, denn immer, wenn ich deine Schwägerin besuche, bist du da. Ich glaube, daß du richtigest es mit Absicht so ein.“

Emmy Kramer streifte die Freundin mit einem sanften, mitleidigen Blick. Sie wußte, daß Käthe Herdlich in den Bruder verlobt war und daß dieser ihrer Reiz kaum bemerkte, sondern sie nur wie ein Kind behandelte, das man nicht ernst nimmt und mit dem man seinen Scherz treibt.

Der junge Bräutigam hatte Glück. Er brauchte das Gespräch gar nicht erst auf die Kriegstraung zu bringen, denn die Frage war schon vor seiner Ankunft behandelt und entschieden worden.

Als er spät in der Nacht heimkehrte, schien es ihm, als ob er nicht als Glück und Lebenslust vor sich sähe. Der Krieg hatte seinen drohenden Charakter verloren, schien nur noch wie ein fröhliches Ringen deutscher Kraft gegen seinen Uebelwärtigen, wie ein fröhliches Ringen, zu dem die Trompeten in die Schranken riefen.

8. Kapitel.

Seit jenen schicksalsschweren Sonnenabendmahlzeiten, als die Kunde der deutschen Mobilmachung das Land mit Windebeile durchdrante, überführten sich die Ereignisse. Jenseits der Grenzen brachen die Sitten der Kultur tragend zusammen und begruben unter sich die Hoffnung der Menschheit auf das goldene Zeitalter des Völkerrubens und des gegenseitigen Verständnisses. Ein maßlos wichtiger Haß, aus Wache und Held geboren, loderte gegen Deutschland auf. Gleich einem furchtbaren Meteorit schloß der Krieg mit dem Brause des Völkerrubens an. Französische Flugzeuge warfen Bomben in der Nähe Münchens auf friedliche und unbewehrte Ortschaften. Während der edle Deutsche Kaiser vom Zaren mit Witten um Friedensvermittlung hingehalten ward, schritt die Mobilmachung in Rußland häßlich vorwärts, und noch ehe die Verhandlungen zum Abschluß gekommen waren, drangen moskowitzische Truppen in Schprehen über die deutsche Grenze.

Des ganzen deutschen Volkes, mitten im tiefsten Frieden ruhlos überfallen, bemächtigte sich eine gewaltige, aus dem tiefsten Innern der Seele quellende Aufregung. Neben einer ungeheuren Begeisterung, wie sie zur Zeit der Befreiungskriege gewirkt haben mag, eine felle Werrührung der Gemüter, die sich in wilden Spionagejagen und wüsten Gerüchten ausgab und suchte. Den Generationen, die seit dem deutsch-französischen Kriege aufwuchsen, war der Krieg zur Säge geworden, zum Gesange und zur Hebelmät. Zwar unter den Waffen emporgehoben, hatte doch jeder den völkermordenden Krieg als einen Unfall in schamloser Barbarei, die zwischen den schamlos kulturellen schon ausgeartet schien, für unmöglich gehalten. Er brach rasch, im Laufe weniger sich überführender Stunden, über die Welt herein, daß der Verstand den Ereignissen kaum zu folgen vermochte.

Aber mitten in diesem Chaos er-

hob sich das deutsche Volk kühn und hehr, gleich einem Riesen, und die gewaltige Maschine des Völkerrubens zu Lande und zur See, von den großen Führern auch im letzten Frieden blank und schlagfertig erhalten, begann mit der Ruhe und Büntlichkeit eines Uhrwerkes zu arbeiten. Schon am ersten Tage der Mobilmachung, während in allen Gauen die Wehrpflichtigen freudig zu den Fahnen eilen, schloß Deutschland das Loch in den Was-

besonnenen Staatsmänner den Franzosen lange prophezeit hatten, bereitete sich vor: der rasche und unwiderstehliche Ansturm der Teutonen gegen das Herz Frankreichs. Einer dieser Prophezen blüht die Warnung folglich mit dem Leben. Jazores wird in Paris ermordet. Die lampengeleuchte deutsche Flotte regt sich schon. Der kleine Kreuzer „Augsburg“ erscheint vor Vioa und schießt den Kriegshafen in Brand. „Geben“ und „Breslau“ werfen Bomben auf algerische Hafenplätze. An Belgien, das den Durchzug deutscher Truppen gestattet soll, ergeht ein Ultimatum. In Rußland besetzen deutsche Truppen Kalisch und Alexandrow. Der Krieg ist nicht mehr einzudämmen. Aber der Höhepunkt des ungeheuren Vorspiels ist noch nicht erreicht.

Die Schicksale der Millionen strömen zusammen in dem Schicksal der Nation, aber jeder einzelne ist befreit, sein Sondergeschick und das der ihm anvertrauten Seelen dem Angelegenheit, das jetzt hereinbricht, anzupassen. Mit solchen Gedanken war Konjul Martens beschäftigt, als der Ratkaufmarkt seinen Kräftebogen flieg, um nach Hause zu fahren. Auf dem großen freien Platz, auf den das Schillingische Alterstempelbild des alten Kaisers niederstieß, wogte eine dicke Menge hin und her. Schlag auf Schlag liefen die Nachrichten von den Grenzen ein, aber sie wurden heute gar nicht beachtet, die Gedanken aller wickelten in der Reichshauptstadt, wo die feierliche Kriegstraung des Reichstages stattfand.

Als der Wagen sich in Bewegung setzen wollte, staute sich die Menge, ein Tumult brach los, wilde wurden geschwollen, wintende Tücher flatterten in der Luft, brausend erscholl der Gesang „Deutschland, Deutschland über alles“.

Der Konjul ließ sich eine Abendzeitung, die den Sturm der vaterländischen Begeisterung einfacht hatte, in den Wagen reichen, und während nunmehr das Auto langsam seinen Weg nach dem Jungfernstieg nahm, las er, selbst von einer großen Erregung und Wühlung erfüllt, die herrliche Botschaft. Wie das ganze deutsche Volk, so hatte sich auch der gesamte Reichstag einmütig erhoben, es gab, wie der Kaiser am Tage zuvor vom Erster des Schlosses herab verkündet hatte, keine Parteien mehr, es gab nur noch Deutsche; die Kriegskredite von fünf Milliarden Mark waren vom Reichstag ohne Debatte und mit einhelliger Begeisterung bewilligt worden; die Führer der Parteien hatten dem Kaiser mit Hand- und Fußschlag gelobt, mit ihm und dem Vaterland durch die Not und den Hunger und den Tod zu gehen. Nicht ein wunderbarer Augenblick im Leben der gesamten Menschheit! Wahrlich, wenn eine solche Erhebung in ideale Höhen noch möglich war, brauchte man trotz der Hinterlist der Feinde an Menschen nicht zu verzweifeln. Deutschland aber, das mit so starker Seele aufstand und das furchtbare Schicksal zog, um Recht und Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue zu schützen und zu schirmen, mußte siegen, und wenn eine Welt von Feinden gegen seine Söhne anstürmte.

Als der Wagen in die stilleren, unbewachten Straßen der Vorstadt gelangte, zerlos die freudige Begeisterung, die das Herz des honesten Kaufmannes erfüllt hatte; sein eigenes Geschick und das seines Hauses trat wieder mit schrecklicher Deutlichkeit vor das erwachende Bewußtsein. Der Kampf, den seine abgöttische Liebe zu Stella schon seit Wochen mit der Notwendigkeit führte, das wohnende Gebäude seines Hauses zu stützen, hatte ihn zermüht. Schon war er im Begriff gewesen, nachzugeben, denn in dämmernder Seele hatte sich ihm die Wahrheit gezeigt, daß er daran sei, von der Tochter das Opfer ihres Lebensglücks zu fordern. Da kam der Krieg und forderte gebieterisch eine ungeäumte Entscheidung. Noch war nichts verloren. Kramer zog ins Feld, er würde eine große Einlage nicht zurückfordern. Sie ruhte auch sicher genug in den reinen Händen des Konjuls. Nur durften keine unvorhergesehenen Veränderungen auftreten. Handel und Wandel waren noch nicht bedroht, das Weltmeer nicht geschlossen. Auf diese Punkte angetommen, ging es wie ein Ruck durch die Gedanken des Sinnernden. England! Sollte die Furcht der Furchtsamen sich bewahrheiten? Würde England so niederträchtig, gemein und verräterisch handeln können, sich jetzt, wo Deutschland noch zwei Fronten mit den mächtigsten Nationen des Festlandes zum furchtbaren Kampf antrat, hinterrücks auf das blutverdurste Volk zu stürzen, mit dem es durch tausend Beziehungen verbunden war? Der Konjul

schüttelte aus tiefem Sinnen heftig den Kopf. Nein, das war einfach undenkbar. Wäre es aber, dann gab es kein Heilmittel, denn über den Felsen dieses Krieges ohne eine neue feste Stütze, die von Kramer schon angeboten und nur noch angenommen zu werden brauchte. Sie aber gab nicht der Freund und stille Zeithaber des Hauses, sondern nur der Sohn, in dem Drange, sein Schicksal auf das engste und innigste mit dem Hause der Gattin zu verknüpfen.

Der Wagen hielt vor der Villa am Mittelweg. In das Haus trat ein Mann mit milden, abgemalten Zügen, die sich erst wieder lebten, als dem Konjul jener alte Freund des Hauses, der Professor Wohlhoff, entgegentrat, der den Hausherrn schon erwartet hatte.

„Gefreut, Sie anzutreffen“, sagte der Konjul herzlich, indem er dem Gast die Hand reichte und dann die Gattin und den Sohn begrüßte.

Der Professor sah den Konjul aufmerksam an. „Sie sind zerstreut, das besagt kein Wunder. Sollten Sie vergessen haben, daß heute, ich möchte sagen, mein Abend ist?“

„Durchaus nicht lieber Freund. Ich freue mich wirklich, Sie zu sehen. Mehr als zu anderen Zeiten hat man es nötig, sein Herz auszufüllen. Wir Kaufleute haben an Kriegsbearbeitung hinter den Angehörigen keines anderen Standes zurück, aber es bricht so vieles auf uns ein und über uns zusammen, daß es für uns wohl am schwersten ist, die innere Sammlung zu bewahren und der großen, aber auch schweren Zeit fest ins Auge zu sehen.“

Stella trat ins Zimmer, frisch und rosig, Freude in den hellen Augen. Ein Brief des Geliebten war eingetroffen, in dem er sein Kommen und seine Absicht ankündigte, den georgischen Skoten zu zerhauen, die der Kaiser ihn ins Feld rief.

„Gibt ihr die letzten Nachrichten gelesen?“ rief sie begeistert. „Deutschland hat sich in aller Heldengröße erhoben, der Kaiser hat sich den Feindschwär der Völkführer in die Hand geloben lassen, es gibt nur noch ein einzig Volk von Wüßern — kann man etwas Größeres erleben? Jetzt werden wir die Feinde im Sturm zu Boden werfen.“

„Über in langem, hartnäckigem, enternendem Ringen“, sagte der Professor langsam, „männlich England uns in den Arm fällt.“

Der Konjul wurde blaß und wollte etwas erwidern, aber die Gattin kam ihm zuvor. „Das ist ausgeschlossen, lieber Professor. Die Schlimmung in England ist gegen den Krieg. Da liegt noch der „Daily Chronicle“, den ich heute erhielt. Lesen Sie selbst, wie rührend angeklagt wird, die kriegerische Verwicklung verurteilt zu haben.“

Der Professor schüttelte den lahmen Kopf. „Zeitungsmachen nach Stimmungen, aber keine Politik. Wenn der Krieg zwischen Deutschland und England ausgebrochen sein wird, können Sie in der nächsten Nummer lesen, daß wir die Friedensstörer sind.“

„Sie sind hartnäckig“, rief Stella lachend, „auch Briefe aus London haben mich erst heute erhalten, die uns versichern, daß alles beim alten bleibt. Sie wissen, die Familie Perkins unterhält Beziehungen bis in die höchsten Kreise.“

Der Konjul fuhr aus seinem Schreien auf. „Ich kenne Sie als einen klugen, weischaudenden Mann, lieber Professor“, sagte er. „Wenn Sie recht behalten, müßte ich annehmen, daß die Beforgnis mein eigenes Urteil getrübt hat. Vorläufig kann und will ich noch nicht an den Verrat von Seiten eines Landes glauben, das ich beinahe als meine zweite Heimat betrachte.“

Frau Martens reichte dem Gatten die Hand, die dieser küßte.

Aber der Professor ließ sich nicht irren machen. „Bergehen Sie nicht, daß die Auseinandersetzung mit England schon seit Jahren droht, und daß der Uebelwärt Frankreichs und Rußlands das Wert des Eintreffens King Edward ist. Für mich liegt die Frage ganz einfach so: Wird England schon jetzt das Schwert ziehen, um uns mit Hilfe seiner Verbündeten zu bekriegen, oder wird es warten, bis dieser Krieg nach zwei Fronten uns geschwächt hat, um dann über uns herzufallen?“

„Ich mag das gar nicht hören“, sagte Frau Martens traurig, und man sah an ihren Zügen, daß ihr das Gespräch eines geradezu körperlichen Schmerzes bereitete.

„Warten wir's ab“, wozu der Arzt ablenkend an. „Anzwischen, Vater, ziehe ich morgen den bunten Rock an, und schon in den nächsten Tagen werde ich wohl ins Feld rücken, um alle meine Kraft den Verbündeten zu widmen.“ (Fortsetzung folgt.)

— In den Fittler wachen. Chemann (zu seiner jungen Frau): „So mürrisch heute? Was ist denn deiner Herzenskönigin in die Knochen gefahren?“

— Selbstkenntnis. Warten bitten Sie nur um Almosen und nicht um Arbeit.“

„Das tät mir doch niemand glauben!“